

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 10 (1948)
Heft: 2

Artikel: Der Willimann : ein jurassischer Frühlingsbrauch
Autor: Fringeli, Albin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Willimann.

Ein jurassischer Frühlingsbrauch,

Von Albin Fringeli.

Die jahrhundertelange Abgeschiedenheit des solothurnischen Dorfes *Bärschwil* hat nicht bloss Nachteile zur Folge gehabt. Nein, hier im stillen Winkel blieben, wie in einem Reservat, altes Brauchtum und alte Sprache erhalten. Einst hat man zu Mittefasten auch anderwärts den «wilden Mann gejagt». Der Brauch des «Todaustreibens» am vierten Fastensonntag (Lätare) war weit verbreitet. Vor 140 Jahren schrieben Arnim und Brentano in ihrem «Wunderhorn», dass in der Pfalz zwei Burschen, die den Sommer und den Winter darstellen, umgingen. «Die Kinder singen den Sommer an, worüber sich jedermann freut.» «Des Knaben Wunderhorn» enthält überdies ein Lied, das den Titel trägt: «Frühlingsumgang». Es beginnt mit den Worten: «Heut ist mitten in der Fasten, / Da leeren die Bauern die Kasten. / Die Kasten sind alle so leer, / Bescher uns Gott ein andres Jahr!» Die Kinder wollten aber nicht bloss den Winter austreiben. Das verraten sie mit dem Vers: «Er (der Herr des Hauses) schenkt uns was ins Beutelein 'nein.» Zum Brauch des Todaustreibens hatte sich also schon in alten Tagen ein Heischebrauch gesellt. Mittefasten wird als Frühlingsbeginn betrachtet. Tod und Winter und alle Sorgen werden ausgetragen; dafür holt man den Sommer ein. Der «Willimann» von Bärschwil trägt eine Maske. Er stellt den Tod dar. An seine Stelle tritt vielerorts eine Strohpuppe, die man ins Wasser wirft oder verbrennt. Die Liebe zum Gesang und zur dramatischen Gestaltung kommt deutlich zum Ausdruck. Aus mittelalterlichen Quellen erfahren wir, dass das Todaustragen und Sommereinbringen bis nach Böhmen und Ostdeutschland verbreitet war.

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zogen die jungen Leute im Baselbiet, im Birstal und im Schwarzbubenland Gaben heischend zu «Mittelfasten» herum. Sehr aufschlussreich ist dabei die Tatsache, dass das pfälzische Lied des «Wunderhorns» mit den Gesängen aus der Nachbarschaft von Basel stellenweise wörtlich übereinstimmt. Der Rhein und seine Nebenflüsse förderten den Austausch des Kulturgutes. Bis ums Jahr 1850 begleiteten die vierzehn- bis sechzehn-jährigen Buben von Riehen den «Mieschma» (Moosmann) vom Wald ins Dorf. Dieser Vegetationsdämon, der mit grünen Zweigen verkleidet war, ging an einer Kette, wie ein Tanzbär. Das Heischelied enthielt u. a. die Strophe: «Und wenn dr üs kei Eier weit gäh, so söll üch dr Iltis d'Hühner näh!» Die gleiche Drohung hörte G. Sütterlin 1899 im Birseck, Sig. Grolimund in Grindel . . . und wer den Weg nach Bärschwil nicht scheut, der kann diese Worte heute noch vom Bärschwiler Willimann vernehmen.

Neben den Uebereinstimmungen fehlen aber die Unterschiede nicht. Der Willimann von Laufen, der bis in die Neunzigerjahre umging, war in Strohwickel gehüllt. Der Darsteller des Willimannes hatte so viel auszustehen, dass die Knaben gerne auf diese Ehre verzichteten. Der arme Kerl wurde an Stricken geführt. Man versetzte ihm manchen Fusstritt; denn er symbolisierte ja den bösen Winter mit all seinen Sorgen! Es konnte dann vorkommen, dass der Willimann enttäuscht die Maske vom Gesicht riss und sich rächend auf seine Begleiter stürzte. Es kam die Zeit, da man den alten Brauch nur noch als eine Bettelei betrachtete. Wer aus besserem Hause stammte, der hielt es

unter seiner Würde, mit den Sängern durchs Städtlein zu pilgern. Aehnlich erging es in Laufen und anderwärts dem Maisingen, das die Mädchen durchführten.

Wie einst im Birseck so beginnt das Willima-Lied heute noch in Bärschwil mit den Worten: «Hüt isch Mittelfaste, mr träte i die Lache.» Mannigfaltig ist dagegen der Refrain. In Ettingen lautet er: «Die rote Reseli vor em grienere Wald.» Die Reinacher sangen von «Dri rote Röseli vor dem grüne Wald / Wie isch dr Winter nit so chalt!» In Riehen vernahm man ein klangvolles «Jolummilais», das die Arlesheimer zu einem «Heroneleis», die Oberwiler zu einem «Heer, Anneleis» und die Bärschwiler zu einem «Ho Handileis» werden liessen. Wir glauben darunter in verunstalteter Form den Ausruf «Kyrie Eleison» zu erkennen. Von den drei Röslein sang man auch in Waldenburg und in Läuelfingen, während die Buben anderer Baselbieter Ortschaften ein «Weibel-Wyb» an Stelle des unverständlichen Fremdwortes setzten.

Die Mittfastenzeit, die schon bei den altschweizerischen Chronisten hin und wieder genannt wird, bedeutete im Leben unserer Vorfahren einen bedeutungsvollen Einschnitt, ein hervorleuchtendes Glied im «bekränzten Jahr.» Die häusliche Spinnarbeit, die mit dem Blühen der Herbstzeitlose, der «Chältblueme», begonnen hatte, hörte nun auf, weil die Landwirtschaft alle Kräfte in Anspruch nahm: «A dr Mittelfaste stellt mes Liechtli i Chaste.» Das Auftreten des Willimannes sorgte dafür, dass dieser Einschnitt im Jahreslauf nie vergessen werden konnte.

Wie oft fragte ich die Mutter, wie lange es noch gehe, bis ich mit den Sängern ziehen dürfe. «Wenn du zehn Jahr alt bist, will ich dirs nicht mehr verwehren», hiess es dann.

Gespannt warteten wir in der Stube auf die Ankunft der polternden Jungen. Wenn sie nicht kämen! Welch eine Enttäuschung! Ahnten wohl die Buben, dass sie einen Kleinen unglücklich machen konnten, wenn sie an seinem Hause vorüber gegangen wären?

An einer Fensterscheibe drückte ich die Nase breit und schaute unverwandt den Weg hinunter, wo der Willimann herkommen musste.

Da tauchten sie auf! Eine frohe, gröhlende Bubenschar. Wohl ein gutes Dutzend. Der eine trug ein Säcklein über der Schulter. Zwei andere hatten die Henkel eines grossen Korbes erfasst. In der Mitte aber zottelte der Willimann. Er steckte in einem langen Rock, den wohl einst sein Grossvater getragen hatte. Sein Kopf verbarg sich in einem breiten, schwarzen Filzhut, der ihm die kleinen Ohren seitwärts drückte. Sein Gesicht war in eine schwarze Tuchmaske gehüllt. Sobald ihm ein Bürschlein zu nahe kam, fuchtelte er mit seinem Knotenstock. Erschreckt wichen die Knaben zur Seite. «Potz Blitz», dachte ich, «mit dem Willimann ist nicht gut Kirschen essen. Da muss ich froh sein, wenn man mit ihm von Haus zu Haus wandern darf.» Rüstig zogen sie aus. Bald rumpelte es im Hausgang.

«Fang an!» befiehlt eine halblaute Stimme. Noch setzen nicht alle ein. «Was gibt es wohl?» kichert ein Bube, während ein anderer mit Wucht verkündet: «Mir hei ne arme Willima, mir hei öiser Läbtig ghein so gha! Ho, ho, Handileis, hüt über drei Wuche ässe mer Eier und Fleisch!» Ein Weilchen wird es still im Hausgang. «Mutter, was gibst du ihnen?» frage ich schier bittend; denn, wem ginge es nicht zu Herzen, wenn er vernehmen muss, dass der Wil-

limann noch nie, gar nie, so arm gewesen sei wie heuer? Wohl belehrt man die Kleinen, dass man die gleiche Klage jeden Frühling vernehme. Doch beweist das noch lange nicht, dass die Willimannbuben lügen. Sie verraten bloss, dass es seit dem letzten Jahre schlimmer geworden sei auf der Welt. Geheimnisvoll klingt das «Handileis» durch den halbdunklen Hausgang. Gerade das Unverständene wirkt ja so zauberhaft, so bestrickend! Doch kaum hat das Fremdartige einen in den Bann gezogen, da steigt schon das Bild des Osterhasen auf: «Heut über drei Wochen» hat er seine Eier schon verborgen, irgendwo draussen in der Hofstatt!

Es bleibt aber nicht lange Zeit zum Träumen. Schon setzt der ganze Bubenchor ein: «Hüt isch Mittelfaste, mir trätte i die Lache!» Was meinen sie wohl? Warum müssen sie just in die Lache treten? Könnten sie nicht einen kleinen Umweg machen und auf dem Trockenen bleiben? Schon wieder tönt das «Handileis» durchs Haus, hinab bis in den Keller, hinauf bis unter die Firsthölzer. Eintönig, so dass ich nicht weiss, ist's gesungen oder nur «gesagt».

«Mir ghöre d'Frau uffs Bühneli goh, si will is Schnitzli abeloh!» Aha, jetzt beginnt schon die Bettelei! Nun wissen wir, wozu sie die grosse Zeine umhertragen, an einem heiligen Sonntag. In rascher Folge verraten die Buben ihre Wünsche: «Mir ghöre der Leffel rähre, är will is Angge abschäre. — Mir ghöre 's Mässer gyge, es will is Brot abschnyde. — Un d'Zibeli sy scho guldigäl, gätt is doch ne Hämpfeli Mähl. — Mir ghöre d'Pfanne chrache, si will is Eier bache.»

«Ja, sie sind gar nicht so bescheiden, die Buben», meint ein Zuhörer. Aber schon lenken die Jungen den Geist ihrer Spender nach einer anderen Richtung, weit weg auf die fernen Berge: «Dört obe stoht ne Tanne, dört drüber fiehrt me d'Manne. — Dört obe stoht ne Wyde, dört drüber fiehrt me d'Wyber. — Dört obe stoht ne Bueche, dört drüber fiehrt me d'Buebe. — Dört obe stoht ne Leiterli, dört drüber fiehrt me d'Meiteli.»

Wohl habe ich sie alle gesehen, die Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, die droben auf dem Berge von einem unbekanntem «Me» geführt werden! Ich ahnte nicht, dass diese Leute wohl dem netten Reim zuliebe über die verschiedenen Bäume geführt werden. Wie zum zehnten Male das «Handileis» verklungen ist, setzen die Sänger gemächlich ein: «Euse liebe Herrgott het ne Wegge, mir wei eme hälfe stregge. — Euse liebe Herrgott het ne Wäije, mir wei eme hälfe dräije. Ho, Ho, Handileis, hüt über drei Wuche ässe mer Eier und Fleisch.»

Schon liegen die Eier, die die Mutter aus dem Küchenkasten geholt hat, bereit. Und richtig, jetzt steigt sie auf die «Bühne» hinauf, um aus dem Schnitztrog eine Schürze voll dürre Apfel- und Birnenschnitze zu fassen. Das Laibchen Brot und den Papiersack mit Mehl darf ich in den Hausgang tragen. Da steht er, der Willimann. Er wiegt sich auf seinen kurzen Beinen, die in den weiten Hosen ertrinken. Arm scheint er zu sein. Er vermag sich ja kaum aufrecht zu halten. In seiner Rechten glänzt eine Blechschachtel. Er schüttelt sie. Jetzt vernimmt man das Klingeln einiger Münzen. Noch bevor der Vater seinen Geldbeutel hervorgeklaubt hat, entfernt der Willimann den Deckel seiner Kasse und streckt sie durch die Türe in die Stube hinein. Die Eier verschwinden in einem Spreusäcklein. Mehl und Schnitze und Brot nimmt der Korb auf.

Es rumpelt im Gang von den zwei Dutzend schweren Bubenschuhen. «Sollt Dank haben» und «Vergelt euch's Gott» tönt es wirr durcheinander. Die Schar verschwindet, rasch, wie sie gekommen ist. Denn der Weg ist weit. Kein Haus im Dorf, auf dem Wiler und den Höfen darf vergessen werden. Nur selten singen die Buben den letzten Vers ihres Liedes: «Liri läri Leffelstiel, wär nüt gitt, dä het nit viel!» Am Abend des Willima-Tages versammeln sich die Buben im Hause eines Kameraden. Dort macht ihnen die Hausfrau einen tüchtigen Eiertäsch. Oft sind die Mägen so prall gefüllt, dass nicht die ganze Beute verzehrt werden kann. Sie wird dann brüderlich verteilt und mit heimgenommen. Als Beschenkte fühlen sich die Willima-Buben wie auch die schenkenden Zuhörer.

Und dennoch hat sich dieser Frühlingsbrauch nur in Bärschwil zu halten vermocht! Wenn wir nach den Gründen fragen, die diesen Umzug verdrängt haben, dann wird uns gesagt, das Singen sei schliesslich zu einer gemeinen Betelei ausgeartet. Die Industrialisierung, die nach der Mitte des letzten Jahrhunderts eingesetzt hat, brachte eine andere geistige Einstellung mit sich. Todaustragen? War das nicht ein Aberglaube, zu dem man sich nicht mehr bekennen durfte? Der geistige Untergrund war weggeschwemmt, der alte Brauch musste verkümmern und sterben.

Seit dem Jahre 1958 stellt in Bärschwil nicht mehr ein verkleideter Schulbube den Willimann dar. Man stopft alte Kleider mit Stroh aus und trägt diese Puppe auf der ganzen Sängerreise mit, bis sie schliesslich auf einem Platz in Flammen aufgeht (wie der Zürcher Bögg am «Sächsilüte»). Im Willimann hat das Denken und Wünschen unserer Vorfahren einen sichtbaren Ausdruck gefunden. Jeder Mitwirkende wird zum primitiven, gestaltenden Künstler, der Symbole schafft, oder jene Sinnbilder, die seine Väter ersonnen, weiterträgt. Und wenn bei diesem Frühlingsbrauch gerade das Ei eine Rolle spielt, dann handelt es sich nicht um blossen Zufall. Das Ei war stets ein Sinnbild des Lebens, der Fruchtbarkeit, eine Kraftnahrung für klein und gross.

Wir haben gewiss allen Grund, uns zu freuen, dass es im Jura noch ein Winkelchen gibt, in dem ein uralter Brauch lebendig geblieben ist und wie ein lebenswürdiger Anachronismus in die hastende Gegenwart hineinragt.